Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 50 (1993)

Heft: 1: La maison de campagne patricienne

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

JÜRG TAUBER: *Die Ödenburg bei Wenslingen – eine Grafenburg des 11. und 12. Jahrhunderts,* mit einem Beitrag von BRUNO KAUFMANN (= Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte, Band 12) (Habegger Verlag, Derendingen/Solothurn 1991). 155 Seiten, 101 Abbildungen sowie 22 Planzeichnungen in separater Einstecktasche.

Die nordschweizerische Burgenlandschaft ist dank des regen Interesses sowohl seitens der institutionell getragenen als auch der privat unterstützten Wissenschaft in den letzten 20 Jahren intensiv bearbeitet und in erfreulichem Umfange publiziert worden. Verglichen mit den nicht weniger burgenreichen Landschaften im Schwäbischen Jura und beider Seiten des Oberrheins hat der Kenntnisstand über die Burgen im Schweizer Jura das fragmentarische Stadium der nördlich angrenzenden Landschaften verlassen. So betrachtet hat die Schweizer Burgenforschung einen Standard erreicht, bei dem neue Ausgrabungsprogramme bzw. Veröffentlichungen durchaus auch der Frage Rechnung tragen können, welchen Zugewinn ein entsprechender Aufwand für die weitere Forschung erbringen kann. Die wissenschaftliche Spurensuche für die nun vorliegende Publikation über die Ödenburg brauchte nun weniger von derlei Überlegungen getragen zu werden, da sie durch das Engagement einer privaten Interessengruppe für die Heimatforschung forciert wurde.

Die Grabungsgeschichte verzeichnet drei Etappen – 1941/42 wurden durch den Kunstmaler und Heimatforscher Fritz Pümpin erste Schnitte angelegt, die Grabung dokumentiert. 1968 wurde von Heid und Strübin die Toranlage vollständig erfasst und konserviert. 1976–1979 konnte dann mit Hilfe privater Unterstützung in vier Kampagnen das ganze Burgareal untersucht werden – eine der Erfassung der dürftigen Spuren nicht gerade zuträgliche Genese. Mit dem Entscheid, 1978 endgültig die Grabung in eine wissenschaftliche Hand vor Ort zu legen, konnte schliesslich das eher zögerlich angegangene Projekt zu Ende gebracht werden. J. Tauber gelang es, aus dem von den Ausgrabungen früherer Kampagnen und trotz den mit ziemlich enttäuschendem Ergebnis 1976 verlaufenen Sondagen am Steilhang und Halsgraben der Burg ein respektables Ergebnis zu erreichen. Eine besondere Bedeutung der Ödenburg für die Wissenschaft zu folgern (S. 63) scheint jedoch etwas übertrieben, sieht man einmal von der Tatsache ab, dass Burgen des 10./11. Jahrhunderts bislang selten erforscht wurden. Die Zusammenfassung der Befunde zeigt eine vom Areal und Zuschnitt eher durchschnittliche Burganlage, die grosszügige und repräsentative Bauten vermissen lässt. Die im Aufgehenden und anhand der Bodenbefunde belegten Stein- und Holzkonstruktionen lassen auf eine kleinteilige Bebauung mit deutlich auf die Struktur des Innenhofes konzentrierter Ausrichtung entlang der Ummauerung schliessen. Eine nur geringmächtige Kulturschicht auf dem natürlichen Verwitterungslehm, darüber eine Aufschüttung zu Planierzwecken, diese trägt eine zweite Kulturschicht, welche sich aber nur vage gegen die sich nach der Auflassung der Burg gebildete Humusschicht abgrenzen lässt: Aus diesen Schichtenverhältnissen lässt sich nur wenig über eine Besiedlungsabfolge schliessen. Der Hoffnung, über die Gesamtbetrachtung der im Laufe der Grabung im Burgareal gewonnenen Befunde zu einer differenzierten Stratigraphie gelangen zu können, wurden nicht zuletzt Grenzen gesetzt durch die typischen geologischen Verwitterungsverhältnisse, die früheren Grabungseingriffe und den dichten Baumbewuchs. In der Folge legte der Ausgräber und Autor auch grösseren Wert auf die Differenzierung und Beschreibung der Befunde. Hier zeigen sich durch die Überlagerung zweier Gebäude an der Süd- bzw. Schildmauer und die zweiphasige Nutzung eines weiteren Gebäudes zumindest Ansätze einer stratigraphischen Abfolge. Die als Kennzeichen einer «unvollendeten Ausbauphase» bezeichneten Befunde an der Südflanke und anhand der Steindepots erscheinen als richtige Folgerung, jedoch dürfte diese Ausbauphase eher als letztes Zeugnis einer steten Um- und Ausbautätigkeit zu werten sein. Völlig unbefriedigend bleiben indessen die Erkenntnisse über die Situation auf dem Innenhofareal. Ein über die Burgfläche führendes Längsprofil und die wenigen, eher zusammenhanglos wirkenden Befunde bieten wenig Anhaltspunkte für eine Klärung. Fragen, ob der Innenhof wirklich nicht bebaut war und was es mit den stellenweise belegten leichten Holzkonstruktionen auf sich hat, können allenfalls spekulativ erörtert werden. So drängt sich letztendlich auch die Frage auf, was den Autor aufgrund des zwar zahlreich erscheinenden, aber keineswegs herrschaftlich anmutenden Bautenensembles dazu bewogen haben könnte, in der Ödenburg eine Grafenburg des 11. und 12. Jahrhunderts zu sehen. Zwar sind Schildmauer und Toranlage durchaus in imposanter Manier erstellt, auch bleibt aufgrund des Quadermasses und des regelhaften Mauerwerks kein Zweifel über die Zuweisung der Tormauern in salisch-fränkische Zeit – trotzdem gibt es zumindest den Baubefunden nach keinen Grund, in der vorgestellten Anlage mehr als eine zur Durchführung und Sicherung des Landesausbaus errichtete Burg zu vermuten, die gelegentlich als Dependance des Grafen genutzt, ansonsten aber einem Verwalter zur Besorgung überlassen wurde. Die historischen Erörterungen, die der Autor am Ende der Monographie führt, liefern keinen Beweis für ein von der Ödenburg aus agierendes Grafengeschlecht; wenig sinnvoll sind auch die Bemühungen, aus der Konstruktion «Ödenburg – öde, verlassene Burg» einen Hinweis auf die Namensgenese der Burg und die zeitliche Einordnung ihrer Auflassung zu gewinnen. Hingegen liefert Bruno Kaufmann mit seinem fast zu ausführlichen Beitrag zur Bestimmung und Interpretation der Knochenfunde interessante Hinweise auf die Soziographie des Burgpersonals. Allerdings wirkt die Folgerung, die B. Kaufmann selbst aus der Zusammensetzung und den pathologischen Befunden zieht (S. 130), eher befremdend: Da weisen insbesondere die Rinderknochen deutliche Spuren schwerer Arbeitsleistung auf, sowohl bei Rind und Schwein fehlen die besten Fleischteile (warum sollten nur die besten Tiere an einem anderen Ort geschlachtet und geräuchert werden?), der Anteil an Jagdtieren bleibt deutlich unter dem vergleichbarer Burgen – trotzdem liest B. Kaufmann aus dieser Konstellation eine «kleine, aber sehr herrschaftliche Familie» heraus.

Die Frage nach der zeitlichen Einordnung der Burg ist, zumindest was ihren Baubeginn betrifft, über die Datierung des Mauerwerks einigermassen sicher der salischen Epoche zuzuordnen. Die archäologische Definition des Zeitraumes zwischen

Bau und Ende der Burg anhand des Fundmaterials, insbesondere der dafür in Frage kommende keramische Anteil, unterliegt von vornherein dem Dilemma fehlender stratigraphischer Bezugsgrössen. Die wenigen Einzelbefunde, die zumindest objektbezogen stratigraphische Anhaltspunkte liefern, sind die Kulturschicht unter der Flankenmauer Nord und das auf gleichem stratigraphischen Niveau befindliche Gebäude C. Des weiteren der Laufhorizont in Haus D, dem die Kulturschicht über dem Mergel an der Schildmauer Mitte entsprechen dürfte. Daneben gibt es in einer dünnen Brandschicht an der Schildmauer Süd noch Keramikfunde, hingegen sind so wichtige «Auflassungs»befunde wie die Gebäudespuren K und L nicht durch Keramik belegt. Insgesamt betrachtet lässt sich keine Sicherheit über die tatsächliche chronologische Relevanz der Keramik gewinnen. Nun ist ein stilistischer Vergleich von Warengruppen mit andernorts besser definierten Fundkomplexen mangels örtlicher Stratigraphie in der Regel ein richtiger Schritt, und man möchte dem Autor auch gerne darin folgen. Allein, der gewählte Weg lässt dem Leser keine Chance: Die Überprüfung der als so gewichtig dargestellten Relevanz des keramischen Materials der Burg Altenberg muss bis zu deren Publikation ausbleiben. Dieses ist um so ärgerlicher, als dass der Autor das Altenbergmaterial als Bezugsebene für einen Chronologieaufbau bestimmt hat, ein sachlich sicher richtiges Unterfangen - der Rez. hatte selbst die Gelegenheit, das Altenbergmaterial einzusehen -, aber eben aus besagtem Grunde indiskutabel. Aufgrund der leidig gewordenen Datierungsdiskussion der Nordschweizer Keramik wird jeder neu vorgelegte Stratigraphiekomplex mit hohen Erwartungen verknüpft. Im Falle der Ödenburg muss dieser Hoffnung entsagt werden, da die Keramikdatierung bestenfalls diskutable Anhaltspunkte für die Anfangs- und Endphase liefern könnte (nach der Altenbergpublikation!) sowie für die Trennung in eine erste und zweite Phase anhand typologischer Kriterien; soweit konnte man aber auch mit Hilfe der Befundung kommen. Die typologischen Kriterien entwickeln und verifizieren sich nicht an den auf der Ödenburg ergrabenen Befunden - sieht man einmal von den Verhältnissen in Bau C/Flankenmauer ab (S. 50/51) -, sondern sie sind an den Erkenntnissen der Grabungen auf Altenberg, Frohburg, Riedfluh und der Basler Barfüsserkirche orientiert. Die sehr dichtgepackte Vorstellung der Keramik ist wohl ein fleissiger Beitrag zur Materialvorlage, wird aber aufgrund der Bemühungen des Autors, ein typologisch begründetes Feinraster zu entwickeln, zum Selbstläufer in der Publikation; der Leser sucht vergebens nach Bezugspunkten. Angesichts der mittlerweile zur Verfügung stehenden Fülle keramischen Materials und dementsprechenden teils mehr, teils weniger schlüssigen Stratigraphien im Nordschweizer und südbadischen Raum wäre es erheblich sinnvoller, die Aussagemöglichkeiten der Keramik durch geographische Vorlagen von Straten und Material zu diskutieren, als immer wieder neue, nur an typologischen Mikrokriterien orientierte Codierungen für Verfallsdaten einer Burg entwickeln zu wollen. Hinsichtlich der vorgestellten Keramik hätte man gerne mehr über ein «ausserordentlich sperriges» Material erfahren, als es die eine Fotoseite (81/82) zu leisten vermag. Statt dessen werden auf acht Seiten typologische Abfolgen präsentiert, deren Folgerungen für «bedeutende relativieren(de) bzw. korrigieren(de) Datierungsansätze» (S. 85) zumindest aus den vorausbeschriebenen Grabungsbefunden dem Leser verschlossen bleiben. In Kenntnis und Vergleich mit anderen Fundkomplexen kann den Anfangs- und Enddatierungen der Keramik zugestimmt werden, zumal sich in den frühen Phasen der Freiburger (Breisgau) Stadtgrabungen ein ähnliches «sperriges» Material aus dem 12. Jahrhundert bietet wie auf der Ödenburg. Weitere Bestätigungen für die Stichhaltigkeit der Auflassungsdatierung ergeben sich aus der Analyse der Metallfunde und der Münzen.

Eine Diskussion über die Realität langer oder kurzer typologischer Laufzeiten kann hingegen, reduziert auf letztendlich blosse typologische Kriterien (so S. 68), keineswegs anhand des Ödenburgmaterials geführt werden. Ohnehin stellt sich die Frage, ob Fundkomplexe aus Burgen tatsächlich einen abgeschlossenen Kreis bestimmter keramischer Typen bilden, die dann nur «kleine» und (somit vermeintlich) «aussagefähige» Komplexe liefern. Weder die nicht vorhandenen stratigraphischen Feinaufschlüsse auf der Ödenburg noch die (noch) nicht zugänglichen Auswertungen anderer Burgen- und Siedlungsgrabungen (Altenberg, Lausen, Freiburg/Br. oder Basel-Stadt) sind gute Voraussetzungen für eine - an sich wünschenswerte - Diskussion über weiterreichende Bewertungskriterien für die Keramikbestimmung.

Die vorliegende Monographie bindet sich als nützliches Mosaik in die Etappe der archäologischen Burgenforschung in der Nordschweiz ein. Das Ziel, breitere Grundlagen für die archäologische Kenntnis des 10./11. und 12. Jahrhunderts am südlichen Oberrhein zu gewinnen, wird sicher durch andere Grabungsbefunde näherrücken. Trotzdem hat der Autor es verstanden, wenn auch mit für den Leser nicht immer nachvollziehbaren Schlüssen, aus einer eher chaotisch anmutenden Grabungsvorgeschichte und den sich als sehr zäh interpretierbaren Einzelaufschlüssen ein lesenswertes, allerdings ob seiner miserablen Schriftgrösse schwer lesbares Buch zu präsentieren.

Stephan Kaltwasser

*

KARL ZIMMERMANN: *Baumsarg und «Totenbaum». Zu einer Bestattung unter dem Berner Münster* (= Acta Bernensia, Beiträge zur prähistorischen, klassischen und jüngeren Archäologie, hg. v. P. Hofer, L. Mojon, W. E. Stöckli und D. Willers, Bd. XI) (Verlag Stämpfli, Bern 1992). 142 Seiten mit 30 Abb.

Ausgangspunkt der Studie ist die im Jahre 1871 anlässlich von Heizungseinbauten im Berner Münster erfolgte Entdeckung eines ausgehöhlten Baumstammes, der als Baumsarg gedeutet wurde. Der Fund ist inzwischen verschollen. Eine wissenschaftliche Dokumentation dieses und anderer damals geborgener Objekte sowie von Befunden etwa bezüglich von ebenfalls zutage getretenen Vorgängerbauten der heutigen Kirche ist unterblieben. Abgesehen von einzelnen Artikeln in der Berner Presse haben sich allein die 1872 im «Berner Taschenbuch» publizierten Aufzeichnungen sowie handschriftlich in ein Exemplar der 1865 erschienenen Münstermonographie von L. Stantz eingetragene Fundbeobachtungen von Karl Howald überliefert.

Es handelt sich bei diesem Berner Baumsarg somit um einen höchst unzulänglich dokumentierten Altfund. Selbst seine genaue Fundlage im Innern der bestehenden Kirche ist unbekannt; dementsprechend fehlen auch eine fundspezifische Stratigraphie oder relativchronologische Beobachtungen etwa bezüglich der älteren Kirchenbauten. Neben dem als Sarg angesprochenen ausgehöhlten Baumstamm ist noch von einem Baumstammfragment die Rede, wobei nicht ganz klar wird, ob damit ein weiterer Fund oder der nämliche Baumsarg gemeint ist. Karl Howald (1834–1904), ein bekannter Lokalhistoriker, der in Bern ein Sachwalter- und Notariatsbüro unterhielt, war sich der Unzulänglichkeit seines Fundberichts durchaus bewusst, denn in der Einleitung seines Artikels über das Berner Münster bedauerte er, «dass keine amtliche Untersuchung durch Sachverständige stattgefunden hat, und es der Liebhaberei eines Privaten überlassen blieb, die daherigen Arbeiten mit Aufmerksamkeit zu verfolgen».

Der Fund des Baumsarges ist angesichts der ungeklärten stratigraphischen Einordnung vor allem siedlungsgeschichtlich von Belang. Wäre er nämlich älter als der erste Kirchenbau am Platz, welcher – allerdings nicht unumstritten – mit der Gründung Berns um 1191 in Zusammenhang gebracht wird, so müsste eine vorstädtische Siedlung an dieser Stelle in Betracht gezogen werden, wie dies Howald in seinen allerdings sehr vorsichtig gehaltenen Äusserungen getan hat. Funde von merowingischen Baumsärgen besonders in Süddeutschland, welche im 19. Jahrhundert weitherum Aufsehen erregten, mochten ihn und seine Zeitgenossen darin bestärkt haben, dass der Berner Fund «unstreitig aus sehr alter Zeit herstammen muss», wie in einem damaligen Zeitungsartikel verlautete. In der Lokalforschung hat die These einer vorstädtischen Siedlung allerdings nur wenig Widerhall gefunden, wie Zimmermann in der Einleitung seiner Untersuchung festhält, doch hat zuletzt Luc Mojon im Münsterband der Kunstdenkmäler basierend auf den von Howald beschriebenen Funden im weiteren Areal der Kirche eine ältere Siedlung postuliert, die er – wohl hauptsächlich aufgrund des Baumsargfundes – der Völkerwanderungszeit zuwies.

Zimmermann versucht das Problem dahingehend anzugehen, indem er die zeitliche und regionale Verbreitung von Baumsargbestattungen untersuchte. Dem vorangestellt sind «Bemerkungen zur Geschichte der Holzsargbestattung», wo von Berlin bis Burgdorf eine Anzahl schriftlicher Belege zu dieser Bestattungsart beigebracht werden, vielfach Verbote oder Gebote zu einer einschränkenden Verwendung von Särgen. Aufgrund seiner freilich sehr zufälligen Auswahl an Quellentexten kommt der Autor zum nicht eben überraschenden Befund, dass sich die Verhältnisse hinsichtlich der Verwendung von Holzsärgen zeitlich und regional erheblich unterscheiden.

Im folgenden Abschnitt werden die «Baumsargbestattungen in Ur- und Frühgeschichte» zusammengestellt. Nach einigen Hinweisen auf prähistorische und römisch-kaiserzeitliche Beispiele wird hier vor allem auf die merowingischen Baumsargbestattungen Mitteleuropas eingegangen und ihr Verbreitungsgebiet kartiert. Die grösste Verbreitungsdichte findet sich im alamannisch-rätischen Raum sowie im Gebiet von Mosel und Unterrhein; eine kleinere Gruppe ist in Thüringen auszumachen.

Der Gang der Darstellung wird sodann durch ein Kapitel über «Schriftquellen zur Baumsargbestattung und zum Mundartbegriff '(Toten-)Baum'» unterbrochen. Texte, wo Baumsargbestattungen explizite erwähnt werden, sind äusserst spärlich; zudem handelt es sich dabei zumeist um chronikalische Schriften, die erhebliche Zeit nach dem Ereignis aufgezeichnet worden sind und deren Quellenwert gerade hinsichtlich der Baumsargbestattungen nicht über alle Zweifel erhaben ist. Der überwiegende Teil dieses Kapitels bringt jedoch eine Reihe oft sehr ausführlicher Zitate zu der im südwestdeutschen Raum seit dem frühen 14. Jahrhundert und in Einzelfällen bis in die Jetztzeit verwendeten Bezeichnung «Baum» bzw. «Totenbaum» für einen (Holz-)Sarg. Obwohl die Ableitung des Begriffes von Baumsarg vermutet werden darf, fehlt ein eindeutiger Hinweis, dass sich der Ausdruck «(Toten-)Baum» in den angeführten Texten auf einen Baumsarg bezieht. Im folgenden Kapitel über die «Baumsargbestattungen aus nachmerowingischer Zeit», wo archäologisch fassbar gewordene Beispiele aus dem 7./8.–13. Jahrhundert beigebracht werden, zeigt sich der südwestdeutsche Raum als das Verbreitungsgebiet des Begriffes «(Toten-)Baum» erstaunlicherweise als fundleer. Die grösste Verbreitungsdichte von Baumsargbestattungen dieser Zeitstufe findet sich im niederdeutschen Raum und im besonderen in Westfalen, so dass einzig im Gebiet des Unterrheins eine Kontinuität der Baumsargbestattungen vom frühen ins hohe Mittelalter fassbar wird. Die Verlagerung der angeführten Fundstellen von Reihengräberfeldern zu Kirchhöfen innerhalb der Siedlungen spiegelt dabei die allgemeine Entwicklung in Mitteleuropa, wonach offene Gräberfelder ausserhalb der Siedlungen zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert überwiegend zugunsten geschlossener Friedhöfe bei den Pfarrkirchen aufgegeben werden, wobei allerdings zu bedenken ist, dass Kirche und Siedlung nicht selten über bzw. im Umfeld von frühmittelalterlichen Gräberfeldern entstanden sind.

Wenig ergiebig für die Fragestellung ist das Kapitel über «Baumsargbestattungen in Ethnographie und Volkskunde», das lediglich den Beweis dafür liefern will, «dass Baumsargbestattung keine ausgesprochene Sondererscheinung der europäischen Ur- und Frühgeschichte darstellt» (S. 103). So ist es denn auch sehr fragwürdig, von einer an sich gut dokumentierten Baumsargbestattung aus dem Jahre 1939 in einem zentralbosnischen Bauerndorf auf eine ungebrochene Kontinuität der Baumsargbestattung in dieser Region zu schliessen, zumal früh- und hochmittelalterliche Beispiele für diese Gegend nicht beigebracht werden konnten.

Im Abschnitt über die «Bedeutung der Baumsargsitte» wird die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Baumsarg und Einbaumboot kurz angegangen, wobei sich der Verfasser allerdings sehr rasch gegen die mit dem Boot sich verknüpfende Vorstellung der Jenseitsreise wendet. Immerhin ist es jedoch auffällig, dass nicht wenige hochmittelalterliche Baumsargbestattungen an der Nordseeküste fassbar wurden, die vielfach aus der Zeit der Wikingerinvasionen stammen, wo solche Vorstellungen nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sind. Das Problem lässt sich freilich nicht auf das Begriffspaar «Baumsarg/Einbaum» einengen, sondern betrifft Bootsbestattungen im allgemeinen. Auch wird man schwerlich mit Belegen aus dem 17. und 18. Jahrhundert – einzelne sogar aus Russland – für Verbote von Holzsärgen zur Verringerung des Holzverbrauchs als Erklärung für das Verschwinden der Baumsargsitte im 12./13. Jahrhundert in Mitteleuropa argumentieren können. Ohne dass sie im einzelnen zu benennen wären, sind vielmehr gewandelte ideelle Vorstellungen für das Verschwinden der Baumsargbestattungen und damit für entsprechende Veränderungen im Bestattungsbrauchtum anzunehmen. Als vergleichbares Phänomen wäre etwa auf Veränderungen bei der Armhaltung der Toten im alamannischen Raum um die Jahrtausendwende hinzuweisen, die in ähnlicher Weise auf eine Wandlung in der Vorstellung zurückgehen dürften, wie ein Verstorbener für das Jenseits darzustellen ist – ein veränderter Gestus als Ausdruck veränderter Vorstellungen des Todes.

Fragt man sich nach beendeter Lektüre nach dem Gewinn dieser Studie, so wird man in erster Linie auf die (freilich unvollständige) Zusammenstellung und Kartierung von mitteleuropäischen Fundstellen mit Baumsargbestattungen der beiden Zeitstufen 5.–7. und 7./8.–13. Jahrhundert hinzuweisen haben. Die linguistische und bedeutungsmässige Ausweitung der Untersuchung auf den Begriff des «(Toten-)Baumes» ist zwar nicht uninteressant, sie führt jedoch hinsichtlich des Baumsarges zu keinen greifbaren Resultaten, da sich Wort und Sache beim ersten schriftlichen Inerscheinungtreten des Ausdrucks «(Toten-)Baum» im 14. Jahrhundert offensichtlich nicht (mehr) decken. Es fehlen nicht nur eindeutige Hinweise darauf, dass damals mit der Bezeichnung «(Toten-)Baum» ein Baumsarg gemeint sein könnte, es fehlen insbesondere auch archäologische Belege dafür, dass im südwestdeutschen Verbreitungsgebiet des Begriffes «(Toten-)Baum» nach dem 7. Jahrhundert überhaupt noch Baumsargbestattungen gebräuchlich waren.

Auch die Frage nach der zeitlichen Einordnung des Berner Baumsarges, der Anlass zur vorliegenden Studie geboten hat, war mit dieser Untersuchung nicht zu klären. Der in Einzelbeispielen bereits bekannt gewesene Nachweis des Fortdauerns von Baumsargbestattungen bis ins Hochmittelalter lässt zwar die Möglichkeit offen, dass der Berner Baumsarg – wenn es denn über-

haupt einer war, was angesichts fehlender Aussagen der Gewährsleute hinsichtlich einer darin gefundenen Bestattung durchaus nicht sicher feststeht - als Bestattung eines Friedhofes bei der ältesten Leutkirche interpretiert werden kann und nicht notwendigerweise eine vorstädtische Siedlung impliziert, um so weniger, als anderweitige Befunde hiezu bisher fehlen. Eine ausreichende Sicherheit hinsichtlich des verschollenen Berner Altfundes wäre einzig daraus zu gewinnen, wenn bei einer künftigen sorgfältigen Ausgrabung im Berner Münster weitere Baumsargbestattungen gefasst werden könnten.

Georges Descœudres